



Illustriertes Sonntags-Blatt

1916. * Nr. 3

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung
 Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. E.

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel. (Fortsetzung.) (Nachdruck verb.)

Und wirklich, Thomas van Heiderfen richtete jetzt seine großen Augen voll auf seinen Besucher und sagte langsam: „Ich habe noch so einige Eigenheiten, die zu berücksichtigen Sie sich verpflichten müssten. Ihr Zimmer hier würde von derselben Aufwarterin instand gehalten werden, die auch für mich sorgt. Morgentafel bekommen Sie, falls Sie es wollen, aus meiner Küche nebst Weißbrot und etwas Aufschnitt. Dies wäre in den Mietzins mit eingeschlossen. Die Bilder in die'm Zimmer, die alte Andenten sind, dürfen nicht wo anders aufgehängt werden. Ich habe sie außerdem von dem Dekorateur ganz fest an die Wand anschlagen lassen. Für Ihren eigenen Wandschmuck, den Sie eventuell mitbringen, Herr Doktor, ist ja noch Platz genug vorhanden. Schließlich — unser geschäftlicher Verkehr hinsichtlich der Hausverwaltung muß sich, solange ich dies für gut befinde, schriftlich in der Weise abwickeln, daß Sie Ihre Fragen usw. auf Zettel schreiben und diese in den Briefkasten werfen, der drüben an der Tür nach meinen Privaträumen angebracht ist. Die Antwort erhalten Sie in gleicher Weise. Zu diesem Zweck werden Sie an Ihrer Stubentür außen ebenfalls einen Briefkasten entdecken. Auf keinen Fall darf ich je in meiner Arbeit dadurch gestört werden, daß Sie persönlich bei mir Einlaß begehren. Ich verreise zudem sehr häufig und habe auch viel außer dem Hause zu tun. Sie würden mich also höchst selten antreffen. Handelt es sich um eilige



Sicherung eines Fernsprech-Unterstandes an der Kaiser-Linie.

Sachen, so erledigen Sie sie nach Ihrem Dafürhalten. Trotzdem wird sich ja noch so manches Abendständlein erübrigen lassen, wo Sie mir, wenn Sie so liebenswürdig sein wollen, Gesellschaft leisten können. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, und manche meiner Erlebnisse dürften für Sie als Schriftsteller recht anregend sein. — So, das wäre alles. Wie stellen Sie sich nun zu meinen Wünschen, Herr Doktor?“

Matra, der nachdenklich vor sich hingeschaut hatte, blickte auf. Seine Augen begegneten denen Heiderfens, und da überkam ihn plötzlich etwas wie ein leises Unbehagen. Denn der Ausdruck dieser Augen war jetzt hinterlistig forschend — so ganz anders, wie bisher. Ein unbestimmtes Gefühl des Argwohns beschlich ihn. Merkwürdig genug waren ja auch des Alten Bedingungen, so, als ob dahinter irgendein Geheimnis steckte. Trotzdem — warum sollte er nicht darauf eingehen —?! Geschehen konnte ihm ja gar nichts! Die Hauptsache, das Zimmer gefiel ihm.

Und so sagte er denn kurz entschlossen: „Gut so, Herr van Heiderfen, ich bin einverstanden. Und der Preis?“

„Monatlich zehn Mark — alles in allem, mit elektrischem Licht, Bedienung, Morgentafel und Heizung“, meinte darauf der Alte gelassen.

Matra war aufs angenehmste überrascht. Das war spottbillig.

„Angenommen!“ erklärte er höchst befriedigt. „Und wann kann ich einziehen?“

„Sofort. Sie würden mir damit auch einen Gefallen erweisen, Herr Doktor. Ich muß nämlich schon in den nächsten Tagen verreisen und mag das Haus nicht ohne Aufsicht lassen.“

Er hatte sich dabei erhoben und streckte nun Matra seine knochige Hand hin.

„Schlagen Sie also ein, Herr Doktor. Zwischen Ehrenmännern genügt das als Vertragsabschluß.“

Bert Matra zuckte erschreckt, fast angewidert zusammen, als Heiderjens eisalte, feuchte Finger sich um die seinen legten. Aber er überwand diese lächerliche Regung schnell. Was konnte jener dafür, daß ihm die Natur diese unangenehme Beigabe, diese feuchtkalten Hände, beschert hatte?! Und mit leisem Lächeln meinte er: „Auf gute Kameradschaft und Nachbarschaft denn, Herr van Heiderjens!“

Wenige Minuten später ge'ellte er sich wieder den beiden Freunden zu, die indessen in der Philippstraße wartend auf und ab gegangen waren.

„Num?“ fragte der Filmdichter gespannt. „Was sagst du zu Herrn van Heiderjens?“

„Etwas seltsam ist der Mann, das stimmt“, entgegnete Matra, die Achseln zuckend. „Mir aber gleichgültig. Für zehn Mark ist das Zimmer ein Paradies, und das gab bei mir den Ausschlag.“

„So seid ihr also wirklich einig geworden?“ Man merkte, daß Belling ganz starr vor Staunen war.

„Allerdings. — Weshalb hast du denn eigentlich nicht zugegriffen, Karlchen?“

Belling zögerte, offenbar etwas verlegen, mit der Antwort. „Num — weil ich diesem alten Totenlopf nicht gefiel“, sagte er dann ehrlich. „Erst teilte er mir all seine merkwürdigen Bedingungen mit, fügte aber sofort in einem Atem hinzu, ich wäre ihm als Anwärter für die Stellung nicht willkommen. Da lachte ich ihn aus — so etwas Enttäuschung und Ärger war wohl auch dabei — und ging. Ich dachte nun, er würde es mit dir ebenso machen, Bert.“

Matra war nachdenklich geworden. „Komisch ist die Geschichte, hol's der Hente!“ meinte er. „Vielleicht hätte ich doch klüger getan, abzulehnen.“

Jetzt mißte sich auch Bornemann ins Gespräch. „Kinder, nun erklärt mir doch nur endlich, was der Mann denn für Bedingungen stellt! Ich vergehe ja vor Neugierde.“

Matra berichtete darauf den Inhalt seiner Unterredung mit Heiderjens in allen Einzelheiten.

Der Millionär äußerte sich jedoch nicht weiter dazu, sondern gratulierte dem Freunde nur herzlich zu der neuen Behausung.

„Kommt, — ich lade euch zu einer Flasche Rotzpon ein“, fügte er hinzu. „Die Sache muß begossen werden.“

Als Edgar Bornemann mittags gegen ein Uhr seine Wohnung betrat — sie bestand aus der ersten Etage eines vornehmen, in der Tiergartenstraße gelegenen Hauses, das er von seinem Vater, einem durch Grundstückspekulationen zu Reichtum gelangten Bauunternehmer, geerbt hatte, meldete ihm der Diener, daß ein Herr im Salon auf ihn warte, und reichte ihm gleichzeitig die Karte des Besuchers.

„Fritz Schaper, Schauspieler“, stand darauf.

Bornemann warf dem Diener plötzlich sehr eilig Hut und Paletot zu und betrat schnellen Schrittes den Salon, wo auf einem der Seidensessel ein jüngerer, nicht gerade übermäßig elegant gekleideter Herr saß.

„Fritz Schaper — bist du's wahrhaftig?“

Der Millionär schüttelte dem alten Schulfreunde, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, warm die Hand.

„So, nun mache es dir aber zunächst einmal bequem“, meinte er nach der ersten Begrüßung in seiner herzlichen Art zu dem leicht verlegenen Schauspieler, dessen Gesicht trotz der jugendlichen Züge manche Leidensfalte aufwies. „Bitte, herunter mit dem Mantel; so, und gib auch deinen Hut her.“

Er klingelte nach dem Diener und gab diesem die Sachen. „Du bleibst doch zu Tische hier, Fritz? — Keine Ausrede. — Und nun komm mit in mein Arbeitszimmer hinüber, dort ist's behaglicher.“

Dann saßen sie sich in zwei bequemen Klubsesseln gegenüber.

„Wie ist's dir denn in der Zwischenzeit gegangen, Fritz?“ begann Bornemann ungezwungen die Unterhaltung und füllte dabei die grünen Römer, die auf dem kleinen Tischchen vor ihnen standen, mit einem köstlich duftenden Breisgauer. „Zunächst aber: profit, Fritz, — unsere Jugenderinnerungen sollen leben!“

Der Schauspieler blieb trotz des liebenswürdigen Entgegenkommens seltsam bedrückt. Sein intelligentes, glattrasiertes Gesicht bedeckte sich mit einer verlegenen Röte, als er jetzt ehrlich herausplätzte: „Ich will dir gleich die Wahrheit sagen, Edgar: ich komme als Bittsteller zu dir.“

„Anderst das etwas daran, daß wir alte Freunde sind?“ meinte Bornemann ernst. „Sprich dir dein Herz frei. Ich sehe es dir an, Fritz, daß dir das Schicksal offenbar übel mitgespielt hat.“

Schaper nickte traurig. „Du weißt, daß ich erst eine Weile Apothekerlehrling war“, fing er zögernd an. „Mir behagte der Beruf aber nicht. So wurde

ich gegen den Willen meines Onkels, der mich nach dem Tode meiner Eltern zu sich genommen hatte, Schauspieler. Mich lockte einmal das ungebundene Künstlerleben, dann aber glaubte ich auch — das tun ja alle angehenden Mimen — ganz besonderes Talent für die Bühne zu besitzen. Sieben Jahre habe ich mich nun in kleinen und kleinsten Theatern herumgedrückt, habe bisweilen, durch die Not getrieben, auch andere Arbeiten auf mich genommen, — Schneeschaukeln, Adressenschreiben und ähnliches. Zuletzt war ich in Rathenow in Brandenburg an einer Sommerbühne verpflichtet. Aber die Schmiere, anders kann ich dieses Kunstinstitut nicht bezeichnen, verfrachte schon nach vierzehn Tagen. Seit einer Woche bin ich nun brotlos. Meine Bemühungen, anderswo unterzukommen, scheiterten. Da dachte ich an dich ...“

Schaper schwieg und trank hastig sein Glas leer.

„Ja, an dich, nachdem ich gestern hier in Berlin in der großen Abfütterungsanstalt bei Mchinger meine letzte Mark für einen warmen Bissen ausgegeben hatte.“

„Aber Fritz — ich begreife dich nicht. Warum kamst du denn nicht früher zu mir?“ unterbrach ihn Bornemann vorwurfsvoll. „Fürchtest du etwa, daß ich dich abweisen würde?! Kennst du mich wirklich so wenig?“

Der Schauspieler schüttelte erst den Kopf.

„Das wohl nicht. Aber der Plan, den ich dir unterbreiten will, ist erst heute morgen in meinem Kopf entstanden, als ich mich nach einer schlaflos verbrachten Nacht von dem harten Lager erhob, das ich in der Volksherberge in der Müllerstraße vorsichtigerweise gleich für acht Tage vorausbezahlt hatte. — Um mit der Hauptsache sofort herauszurücken: ich möchte dich um ein Darlehen zur Begründung eines Detektivinstituts bitten. — Dein erstauntes Gesicht sagt mir, daß dir diese Idee etwas stark phantastisch vorkommt. Trotzdem hat sie einen ganz vernünftigen Hintergrund. Vor einem Jahr, als ich wieder einmal ohne Stellung war, habe ich in Frankfurt am Main vier Monate lang in Diensten eines solchen Instituts gestanden und dabei nicht nur den Geschäftsbetrieb ordentlich kennen gelernt, sondern persönlich auch Erfolge erzielt, die, wie der damalige Inhaber, ein Kriminalkommissar a. D., wiederholt betonte, weit über dem Durchschnitt standen. Deshalb beabsichtige ich jetzt, mir eine neue Existenz als Detektiv zu gründen. Alles ist so weit vorbereitet, — nur das Geld fehlt mir. In der Dresdener Straße gibt es eine billige Parterrewohnung, die sich für meine Zwecke eignen würde, einen Bureauvorsteher habe ich in der Person eines Kollegen Lemke, dem es ebenso miserabel wie mir geht, auch schon gewonnen, die Zeitungsanzeigen sind im Entwurf fertig, durch die Berlin von der Gründung einer neuen ‚Detektei‘ Kunde erhalten soll, — mit einem Wort: Ich könnte morgen Eröffnung feiern, wenn ... Und wegen der Beseitigung dieses ‚Wenn‘ kam ich zu dir. Nun weißt du alles.“

Eine Viertelstunde später hatte Fritz Schaper ein Päckchen Banknoten in seiner Briefftasche, die, solchen Inhalts ungewohnt, sich vor Stolz ganz gehörig aufblies.

Nachdem die alten Schulfreunde dann noch zusammen ein Mittagmahl in Bornemanns fürstlich eingerichteten Speisesaal zu sich genommen hatten, wie der neugebadene Detektiv es seit Jahren nicht einmal von weitem gesehen, trennten sie sich, da Schaper auch nicht eine Stunde länger mit der Verwirklichung seiner Pläne zögern wollte.

Bert Matra ließ noch an demselben Tage seine Habseligkeiten nach seinem neuen Heim herüberschaffen. Am nächsten Morgen stellte er sich auch den übrigen Hausbewohnern in seiner Eigenschaft als Verwalter vor. So erfuhr er denn, daß sowohl der Rechnungsrat Schwarz als auch die Damen Bernhard erst vor einem Vierteljahr eingezogen waren, und daß das Gebäude bis dahin längere Zeit leer gestanden habe.

Am Nachmittag erhielt er dann einen Rohrpostbrief von Bornemann, in dem dieser ihn bat, abends bestimmt zu ihm zu kommen. Als er zu der verabredeten Zeit des jungen Millionärs Arbeitszimmer betrat, fand er diesen eifrig damit beschäftigt, eine Anzahl von mit einzelnen Buchstaben bedeckten Zetteln zu ordnen.

„Was tust du denn da, du Allerweltsgenie?“ fragte der Schriftsteller, nachdem sie sich herzlich wie immer begrüßt hatten.

Bornemanns volles, rundes Gesicht verzog sich zu einem viel-sagenden Lächeln.

„Bitte, setz dich, Bert. — Zigarre gefällig? — So, und nun höre-und staune, was ich festgestellt habe: Keim anderer als Heiderjens hat dir damals die Annonce zugeschickt!“

Matra starrte den Freund ungläubig an. Er begriff nicht sofort, wie außerordentlich wichtig diese Mitteilung war, und welche Folgerungen sich leicht daran knüpfen ließen.

„Woher willst du das wissen?“ meinte er unsicher. „Und — welches Interesse sollte Heiderjens haben, gerade mich —“

„Bitte, zerbrich dir nicht unnötig den Kopf“, fiel Bornemann ihm ins Wort. „Hinter dieser Geschichte steckt meines Erachtens irgendein Geheimnis. Davon war ich gleich fest überzeugt, als du mir erzähltest, welche eigenartige Wünsche der Alte hinsichtlich seines geschäftlichen Verkehrs und wegen der Bilder in deinem Zimmer geäußert hatte. Abichtlich sagte ich dir jedoch nichts von dieser meiner Vermutung. Ich wollte mir erst Gewißheit verschaffen.“

Er machte eine kurze Pause. „Sag' mal, Bert,“ fuhr er dann fort, „ist es dir gar nicht aufgefallen, daß Heiderßen dich als Mieter annahm, während er Belling, gegen den doch auch nichts einzuwenden ist, ohne jede Angabe von Gründen ablehnte?“

„Allerdings, selbstam kam mir das vor“, meinte Matra. „Aber ich habe nicht weiter darüber nachgedacht.“

„Ich aber!“ versicherte der Millionär efrig. „Und schon damals tauchte der Verdacht in mir auf, daß es Heiderßen gerade um deine Person als Mieter für sein Zimmer zu tun war. Er wollte dich in seiner Nähe haben — deshalb der billige Preis, deshalb die Anzeige, die er dir zuschickte, um dich zu veranlassen, zu ihm zu kommen.“ In Bornemanns Worten lag es wie ein versieckter Triumph über diese seine Entdeckungen.

„Alles doch nur Vermutungen, Alterchen“, meinte der Schriftsteller daraufhin achselzuckend. „Ich wiederhole, was ich schon vorhin sagte: Welches Interesse kann Heiderßen an mir nehmen?“

„Auch das werden wir herauskriegen, Bert — verlaß dich darauf. Jedenfalls ist die Adresse auf dem Kreuzband und die Notiz am Rande des Anzeigenblattes von derselben Hand geschrieben, die auch die Visitenkarte an meines Wirtes Flurtür anfertigte — eben von der Heiderßens. Bitte, betrachte dir diese Blätter hier. Es sind genaue Zeichnungen einzelner Buchstaben nach photographischen Vergrößerungen. Siehst du, wie auffallend sich die beiden großen H ähneln, trotzdem der Schreiber sich alle Mühe gab, das H bei ‚Herrn‘ auf der Adresse des Kreuzbandes anders zu formen! Aber die merkwürdige Art, die Schleißen dieses Buchstabens auszurunden, vermochte der Schreiber doch nicht ganz loszuwerden. Die Gewohnheit war eben stärker als sein Wille. Derartige Ähnlichkeiten zwischen der verstellten und der wirklichen Handschrift habe ich im ganzen acht gefunden. Das genügt mir. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß Heiderßen dieser geheimnisvolle ‚Gönner‘ war, der dich auf die Anzeige, die er nur deinetwegen eingerückt hatte, aufmerksam machte.“

Matra war nun auch von der Richtigkeit dieser Feststellungen seines Freundes überzeugt.

„Also deshalb liehest du dir die Zeitung und das Kreuzband noch an demselben Tage von mir geben, an dem ich bei Heiderßen gemietet hatte“, meinte er nachdenklich. Offenbar suchte er nach einer Erklärung, weshalb der alte Sonderling ihn auf diese Weise in sein Haus gelockt hatte.

„Ja, und aus demselben Grunde habe ich auch vorgestern, als du umzogst, mit meinem Westentaschenkodak, der so haarfeine Bilder liefert, von der Visitenkarte einige Aufnahmen gemacht und von diesen wieder Vergrößerungen hergestellt, was für mich bei meinem reichen Material an photographischen Apparaten aller Art ein leichtes ist“, fuhr Bornemann fort. „Es handelt sich also nicht mehr um bloße Vermutungen, wie du vorhin annahmst, sondern um eine einwandfrei erwiesene Tatsache von weittragender Bedeutung, — nämlich darum, daß Thomas van Heiderßen ein großes Interesse daran gehabt hat, daß du — und zwar gerade du! — zu ihm ziehst!“

„Die Sache ist mir vollkommen unerklärlich“, meinte der Schriftsteller kopfschüttelnd und starrte den Freund ganz ratlos an. „Was hältst du davon, Edgar? Ich werde daraus nicht klug.“

„Glaube ich gern. — Aber es kommt noch besser. Ich habe nämlich noch mehr entdeckt, Bert. — Du weißt, daß ich dir gestern beim Einrichten deiner neuen Behausung half, und während du deine Bücher auspacktest, die Bilder und Photographien anngelgte. Wie ich nun oben auf der Trittleiter stand und deine vortreffliche Kopie des Rembrandtschen Gemäldes ‚Nachtwache‘ neben dem riesigen alten Ölbild, das mit nicht weniger als acht Eisenhaken an die Mauer befestigt ist, aufhing, bemerkte ich etwas, das mir sofort höchst verdächtig vorkam. Das alte Ölbild bes in die Tracht des 16. Jahrhunderts gekleideten Mannes hat nämlich nicht gemalte, sondern — Glasaugen, die tadellos eingesetzt sind und bei flüchtigem Hinsehen von unten aus niemandem auffallen würden. Anders bei mir, der ich mich auf der Leiter in gleicher Höhe mit dem Kopfe des Porträts, das sicher einen reichen Kaufherrn darstellt, befand. — Ahnst du, was diese sicherlich leicht zu entfernenden Glasaugen für einen Zweck haben, Bert?“

Matra nickte zerstreut. „Natürlich —! Das Bild hängt ja an der Wand nach dem Nebenzimmer hin, das zu Heiderßens Wohnung gehört. Du glaubst, daß es in der Mauer eine Öffnung gibt und der Alte mein Tun und Treiben durch die Augenlöcher beobachten will?“

„Genau dasselbe nehme ich an — genau dasselbe“, erklärte Bornemann eifrig, um dann hinzuzufügen: „Wenn wir nun noch in Betracht ziehen, daß Heiderßen dir ausdrücklich verboten hat, die ihm gehörigen Bilder des Zimmers anzurühren, so gewinnt diese unsere Vermutung über den Zweck der Glasaugen bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Eines der Bilder verdeckt eben eine geheime Vorrichtung, die dir auf jeden Fall verborgen bleiben soll. Merkwürdigerweise sind nämlich all die anderen Stahlstiche usw. nur des Scheines wegen mit drei oder vier Haken an der Wand befestigt, wie ich mich vorsichtig überzeugt habe. Nur das große Porträt mit dem breiten Goldrahmen hat die acht Eisenhaken als Stützpunkte erhalten, trotzdem schon drei von diesen klöbigen Dingen genügt hätten, um das Gemälde für alle Ewigkeit zu tragen.“

Matras Zigarre war längst ausgegangen. Er war so vollständig von seinen Gedanken in Anspruch genommen, daß er für nichts anderes mehr Sinn hatte. Unaufhörlich irrte sein Denken im Kreise: Heiderßen der Absender des Zeitungsblattes, Heiderßen der, der ihn durch diese raffinierte Maßregel gewonnen, der das Zimmer ganz neu eingerichtet, der das Gemälde für seine Absichten besonders präpariert hatte — und wozu das alles, wozu?! „Du hast also ebenfalls noch nicht die geringste Ahnung, wozu ich diesem Menschen dienen soll, Edgar?“ fragte der Schriftsteller jetzt mißmutig.

„Nein. Aber das wird die Zukunft schon zeigen. Ist heute noch etwas geschehen, was mit Heiderßen irgendwie zusammenhängt?“ Matra dachte nach. „Ja. — Ich habe heute die erste schriftliche Benachrichtigung von ihm in meinem Briefkasten gefunden, und zwar kurz bevor ich zu dir kam.“

Bornemann richtete sich interessiert in seinem Schreibstisch auf. „Hast du den Brief mitgebracht?“

„Leider nein. Ich wußte ja nicht, daß er für uns so wichtig sein würde. Der Alte teilte mir mit, — auf einem offenen nur zusammengefalteten Zettel —, daß er morgen früh verreisen will, und daß der neue Mieter, ein gewisser Ewald Bidler, bereits diesen Sonnabend einzieht — also übermorgen.“

„So. — Und das wäre alles?“ forschte Bornemann nochmals. „Eigentlich ja. Aber vielleicht legst du Gewicht darauf, zu erfahren, daß Heiderßens Aufwärterin, die ja auch mein Zimmer reinigt, taubstumm ist“, erwiderte Matra nach kurzem Besinnen.

„Taubstumm? So, so! Nun, das dürfte kein bloßer Zufall sein — wenigstens meines Erachtens. Ein dienstbarer Geist, der nicht horchen kann und sich zudem nur schwer mit anderen zu verständigen vermag, ist ein sehr bequemer Hausgenosse — meinst du nicht auch, Bert?“

„Für Heiderßen vielleicht — für mich weniger. Ich muß der Frau nämlich alle meine Wünsche aufschreiben. Lesen kann sie zum Glück.“

Bornemann lachte belustigt. „Ein recht gemüthliches Heim, weiß der Himmel! Man verkehrt schriftlich miteinander, beobachtet sich durch die herausgeschnittenen Augen eines Porträtmaltes, hat so ein kleines Duzend anderer Heimlichkeiten voreinander, — alles für zehn Mark monatlich! — Mehr kann der Mensch nicht verlangen! — Doch, Scherz beiseite, wenn man alle diese Seltsamkeiten die mit deiner neuen Wohnung zusammenhängen, einzeln betrachtet, so schauen sie nicht gerade bedenklich aus, zusammengenommen dagegen sehr, womit ich nur sagen will, daß eine gewisse Vorsicht immerhin am Plage ist. Deshalb kann es nichts schaden, Bert, wenn du jederzeit die Augen hübsch offen hältst. Irgendein Geheimnis liegt hier vor, darüber sind wir wohl einig. Und um nun dieser Sache auf den Grund zu gehen, habe ich einen Bekannten von mir, der sich seit heute hier in Berlin als Privatdetektiv niedergelassen hat, beauftragt, den alten Heiderßen scharf zu beobachten.“

„Einen Bekannten?“ fragte Matra verwundert. „Wer ist dieser Herr? Kenne ich ihn?“

„Soweit ich weiß, nicht. Er heißt Fritz Schaper und war früher Schauspieler. Gestern suchte er mich auf und bat, ich möchte ihn doch so etwas begünstigen. Da kam es mir also recht gelegen, daß ich ihn nun gleich ein wenig in Erfahrung setzen könnte.“

Davon, daß er dem alten Schulfreunde mit Geld ausgethoben und ihm so erst die Gründung einer neuen Existenz ermöglicht hatte, erwähnte der in solchen Dingen überaus vornehm denkende Millionär kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Im Etappenlazarett.

Kriegserinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers.

Von G. Jacob-Margella. (Nachdruck verboten.)

Mit fünfzehn Kameraden vom Roten Kreuz war ich Anfang November nach dem ober-schlesischen Grenzlazarett gekommen, wo unser schwere Arbeit harrte. Seit Kriegsbeginn waren hier annähernd dreißig graue Schwestern unter Leitung einer sehr

energischen Berliner Oberin tätig gewesen, aber nun ging es nicht mehr allein. Weibliche Hände sind wohl sanft und zart, die milde Stimme der Pflegerin vermag tröstend über manchen seelischen und körperlichen Schmerz hinwegzuhelfen und die mütterliche Fürsorge wirkt wohlthuend auf den Kranken. Aber nicht jedes weibliche Wesen ist den Anforderungen des Krieges gewachsen.

Kurzum, wir waren da und hatten uns in kurzer Frist häuslich eingerichtet, soweit es die Verhältnisse zuließen. Die Frau Landrat, die Frau Amtsrichter, die Frau Rentmeister und die Frau Bürgermeister, der ganze Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins, nahmen sich unseres leiblichen Wohles ebenso warmherzig an wie des der Verwundeten.

Mich hatte man als Rechnungsführer schleunigst in das Verwaltungsbureau gesteckt, da der Oberinspektor und ein Inspektor die bei einer Belegung der sieben Stationen mit ungefähr siebenhundert Verwundeten und trotz freiwilliger weiblicher Hilfskräfte sich massenhaft häufende Arbeit nicht allein bewältigen konnten.

Zu je zweien waren unsere Leute auf die einzelnen Stationen verteilt worden, die in Schulen, im Gefängnis, in Tanzsälen

über das ganze Städtchen verlegt waren.

Wenig mehr als fünfzehn Kilometer von unserem Orte entfernt, tobte am Wartheftie, nordwestlich von Gzenstochau, die Schlacht.

Die schweren Feldhaubizen brumnten in unsere recht spärliche Nachtruhe hinein.

Schon vor Tagesanbruch

worfen. In den Bahnhofen dreißig bis vierzig Kilometer von R. entfernt waren sie ausgeladen worden und gingen nun zur Verstärkung an die Front. Es waren viele Leute dabei, die durch lange Kriegstrapazen ausgemergelt waren. Truppenweise kamen sie, angelockt durch die Fahne vom Roten Kreuz, vor unser Lazarett.

Es waren Ruthenen, Rumänen, Tschechen, Slawen und Ungarn, die keinen Brocken Deutsch verstanden. Was sollten wir mit ihnen machen? Wir mußten sie dabehalten, bis der Arzt zur Untersuchung kam und sie je nach Krankheitsbefund in die verschiedenen Baracken verteilte.

In dem Geschäftszimmer schritt das Telefon.

„Hier Lazarett R. . . . Wer dort?“

„Hier ist Linienkommandantur Br. . . . Oberstabsarzt. Lazarett ist sofort von transportfähigen Verwun-

deten und Kranken freizumachen und für neue Belegung vom

Hauptverbandplatz vorzubereiten. Der Hilfslazarettzug IV kommt um elf Uhr von L. durch.“

Joseph R., unser wohlbestellter Zugführer, eilte trotz seiner dreißigjährigen Jahre wie ein Wiesel von Station zu Station, zu den Ärzten, zu den Pflegern.

Der Fernsprecher schritt wieder.

„Wer dort?“

„Hier I. und I. Krankenschubstation. Spitalzug ist für halb zwölf Uhr angemeldet. Bitte sehr, wollen Sie Leichtverwundete bereit halten. Wir lassen durch Expediteur abholen. Bitte sehr!“

Und wieder fauste eine Ordonnanz, diesmal ein I. und I. öster-



Technische Hochschule in Warschau.



Professor Dr. J. v. Brudjinski, Rektor der Warschauer Universität. (Mit Text.) Presse-Bureau.



Karl Neufeld,

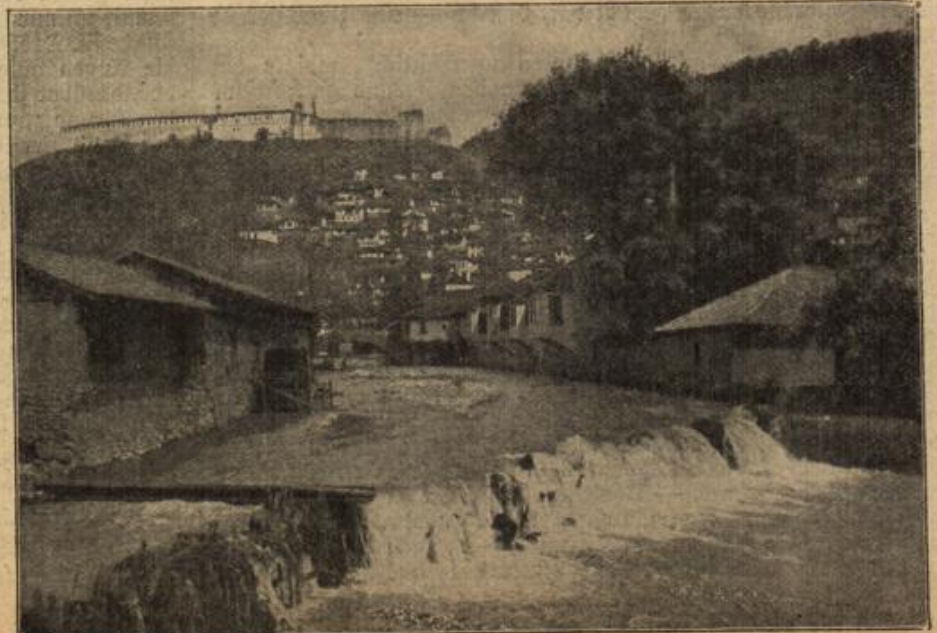
der berühmte „Gefangene des Mahdi“. (Mit Text.)

begann die Arbeit in den Krankensälen. In der Küche regten sich die Hände der schwarzhaarigen, dtallen Maruschka und ihrer polnischen Helferinnen. Die Pfleger traten mit Kannen und Körben an, um den Morgenimbis für ihre Patienten in Empfang zu nehmen.

Auf den Straßen begann nun überall ein lebhaftes Treiben.

Osterreichisch-ungarische Infanterietolonnen schoben sich in geschlossenen Marschformationen durch den Ort. Ihre grauen Uniformen waren bestaubt, beschmutzt ihr Schuhwerk.

Von Galizien, wo sie sich vor der erdrückenden russischen Übermacht hatten zurückziehen müssen, waren sie mit der Bahn hierher ge-



Die Stadt Prizren an der albanischen Grenze. (Mit Text.)



Die Verbündeten: Deutsche, Österreicher und Bulgaren in Serbien.

reichlicher Korporal, der zur Dienstleistung beim Lazarett kommandiert war, durch die Stationen. — Überall regen sich die Hände. Schwestern und Pfleger sind den Kranken beim Umziehen behilflich. Wo es notwendig, werden Verbände erneuert. Die Leute, welche Beinverwundungen haben und nicht laufen können, werden auf Tragen gebettet. — Auf meinem Platz im Bureau häufen sich die Listen aus den verschiedenen Stationen,



Albanier aus der Gegend von Monastir.

Bahnhoje zu. Rollwagen, mit Stroh bedeckt, führen die Leute dahin, die sitzen können. Krankenautos, mit dem Genfer Kreuz auf dem Dach und an den Seiten, streben dem gleichen Ziel zu. Sie befördern die Tragen mit schwer Verwundeten. Mit einem der Autos bin auch ich gefahren, die Listen und Papiere in der Tasche.

Vor dem Bahnhof großer Betrieb. An der Nordrampe sind eben ungarische Mannen ausgeladen worden. Eine Schwadron sitzt bereits zu Pferde. Sie sehen schmutz aus in ihren blauen, gelbgetrehten Manteln und den straff sitzenden roten Hosen. — Ein kurzes ungarisches Kommando aus dem Munde ihres Mittmeisters, der Säbel fliegt aus der Scheide. Im Trab ziehen die Reiter davon — dem Feind entgegen.

die Krankenblätter, die Papiere. Da heißt es nicht lange überlegen, sondern fest zupacken, daß die Transportlisten ja rechtzeitig fertig werden. —

Bald ziehen die Verwundeten, teilweise noch recht schlaff und mitgenommen, dem



General Reidenoff, der bulgarische Kriegsminister.

den Buren gepölgert und hatte sich auch jetzt wieder, wie ich, der guten Sache zur Verfügung gestellt. Der Oberstabsarzt des Reges trat herzu. — Ich meldete:

An der Feldflüche mit den dampfenden Gusschkanonen drängen sich Hunderte von braunen Gefellen in langen, schmutzigen Mänteln, bewacht von grauen Infanteristen mit aufgefanztem Bajonett. Gefangene Russen! Unsere tägliche Morgenüberrraschung, ohne die wir schon gar nicht mehr auskommen können. Keiner hat mehr seine Kofarde an der Mütze, sie ist längst im Tauschhandel gegen ein Stückchen Brot ihren eigenen Weg gegangen.

Der Bahnhof ist für das Publikum gesperrt. Auf dem Bahnsteig stehen unsere Verwundeten; auf den Tragen liegen die Schwerverwundeten unter dem schützenden Dach. Mit der Kaffeetanne und einem großen Semmelforbge gehen die Helferinnen vom Roten Kreuz nochmals von Mann zu Mann. —

„Na, schon wieder mal da“, begrüßt mich der dicke Hauptmann mit dengelben Patten auf dem Uniformtragen, der Bahnhofskommandant.



Freiherr von Stein,

der als neuer Unterstaatssekretär für Kriegswirtschaft in das Reichsamt des Innern berufen wurde.

„Zarwohl, Herr Hauptmann! Wieder hundertisiebzig Mann.“

„Das geht ja gut. Und hoffentlich klappt's auch wieder wie immer.“

„Ich denke, ja!“

Beim Stationsvorsteher habe ich kaum den Transportchein eintragen lassen, da braust auch schon der lange Lazarettzug herein. — Langsam kommt er zum Stehen. Aus einem der ersten Wagen hatte mir ein Kamerad vom Roten Kreuz lebhaft zugewinkt. Jetzt springt er ab und eilt freudestrahlend auf mich zu.

„Grüß dich Gott, Mensch, Gustav, wie kommst du denn hierher?“ schreit er, indem er mich mit beiden Händen an den Schultern packt.

Wir waren vor zwölf Jahren in Breslau zusammen ausgebildet worden. Er war dann als Roter Kreuz-Mitter nach Südwestafrika zu den Buren gepölgert und hatte sich auch jetzt wieder, wie ich, der guten Sache zur Verfügung gestellt.



Kriegsbente in Serbien: Schwere Mörser und Munition,

die den Serben bei Krusovac abgenommen wurden. Das serbische Heer hat nunmehr außer den letzten Gebirgsgeleichen seine gesamte Artillerie eingebüßt.

„Vierundsechzig Schwerverwundete, hundertundsechs Leichtverwundete zum Abtransport bereit.“

„Danke. Päusefrei?“

„Ich, ja. Die Verwundeten — hoffentlich!“

Der Stabsarzt lächelte. Er wußte Bescheid. Nach so festhaftem Ungeziefer kann man tagelang suchen und immer erwischt man eine.

„Herr Zugführer D., haben wir so viel Platz?“ fragte er meinen Freund.

„Zawohl!“, war die Antwort. „Linienkommandantur B. hat zweihundert gesagt. In B. haben wir hundertundachtzig Betten freigelassen. Also geht's.“

„Na, denn los!“

In einer knappen Stunde waren die Patienten untergebracht. Die Leichtverletzten in den hinteren Wagen, die schwereren vorn in der Nähe des Arztwagens.

Der österreichisch-ungarische Spitalzug war inzwischen ebenfalls auf Gleis II eingefahren und unsere Kameraden aus der Donaumonarchie begannen dort ihre Arbeit.

Auf einem hinteren Gleise rollte ein Zug mit neuen Mannschaften vorüber, die — mehr nach Kratau zu — an die Front geworfen wurden. Fröhliche junge Gesichter schauten aus den geöffneten Wagentüren zu uns herüber. Frischer Gesang schallte heraus. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“

Auch die Verwundeten winkten ihren dem Feinde entgegenziehenden Kameraden einen Gruß zu.

Wieder ging's zum Lazarett zurück.

Vor dem Bahnhof zogen graue ungarische Rinder mit ihren eigentümlich langen Hörnern, von Knechten getrieben, ihre Straße, ebenfalls dem Feinde entgegen — Futter für die Gulaschanonen an der Front.

Knapp hatten wir im Lazarett das Mittagessen heruntergeschlungen — es gibt da nicht viel Zeit — da brummen und rasselten vor dem Tore schwere Lastautomobile mit großen Anhänger heran.

Verwundete von der Front! Auf Stroh gelagert, mit dem notdürftigen ersten Verband versehen. Bleiche Mienen. Stöhnen und Wimmern. Aber da nützt kein Weichwerden. Die Zähne zusammengebissen! Helfen, helfen, helfen! Unser dicker Chirurg, Doktor M., raus in der Schale, aber goldig im Kern, steht unten. Ich steige aus den Wagen. Man muß sich vorsehen, daß man niemanden anstößt, so dicht liegen sie beieinander. Deutsche Gardeleute, ungarische Honveds, sächsische Infanterie, Siebenbürger Artilleristen.

Hier ein Brustschuß. Dort ein Granatsplitter im Leib. Jener in der Ecke mit zerfahrem Unterschenkel. Einem andern hat die tödliche Kugel die Hand abgerissen.

„Tragen her!“

Die Pfleger und Militärwärter stehen bereit. Vorsichtig werden die Verwundeten von geübten Händen angepackt und hinübergeschoben auf die Trage. Wer sich allein bewegen kann, muß sich selbst vorwärts schieben, er weiß es am besten, wie er seine Schmerzen verhindern kann.

Jeder Mann an der Trage weiß, was er zu tun hat. Da gibt's nichts von den sorgsam in der Friedensausbildung angelesenen Kommandos. Kurze Zurufe, rasches, fachverständiges Zupacken und binnen kurzem haben wir die Leute im Verbandraum und in den Nebenzimmern. Alle Hände sind eifertig und doch bedächtig tätig.

Die verschmutzten und verlaufenen Uniformstücke werden den Verletzten vom Leibe gezogen oder, wenn es nötig ist, geschnitten. Sie werden einzeln nach der Person des Besitzers in die Zeltbahn oder eine Decke geschlagen, damit sie hübsch zusammenbleiben und später ihrem Eigentümer wieder zugestellt werden können. So gehen sie zum Dampfinspektor, der auf dem Hofe zischt und brodelt.

Die Leute werden gebadet oder abgewaschen, je nachdem es ihr Zustand gestattet. Dann geht es an den Verbandwechsel und an die Operationen.

Es gehören harte Nerven dazu, am blutigen Operationstisch mitzuhelfen. Und ruhige, sichere Hände. Kein Nerv darf zuden, wenn der Arzt mit scharfem Messer in der Wunde arbeitet. Der Wille siegt über die Nerven, der Wille zum Helfen lehrt, nicht das Frauenvolle zu sehen, sondern die Gedanken darauf zu richten, wie dem Leidenden die Schmerzen gelindert, ihm das Leben erhalten werden kann.

Der Pfleger soll aufgehen in dem Ideengang des Arztes. Da gibt es keine langen Reden und Befehle. Kurz hingeworfene halbblatte Worte müssen genügen, um die Arbeit des Pflegers oder der Operationsschwester zu leiten.

Aber schon wieder rasseln unten die Lastautos. Krümperwagen, elende Gefährte, von polnischen Panies geführt, harren der Entladung. Wieder wird fortiert, hinaufgetragen, verbunden.

Es wird Abend, es wird Nacht. Als wir gegen zwölf Uhr unsere Betten aufsuchen, brüllen in der Ferne noch immer die Geschütze. Bumm . . . bumm-bumm-bumm — brrrbumm.

Schwer sind die Glieder, man schläft ein. Ein paar Stunden fliehen in das Meer der Ewigkeit. Ein Lichtschein läßt mich aufwachen. Vor meinem Bette steht einer unserer Sanitäter mit der elektrischen Taschenlampe.

„Dienstbefehl vom Chefarzt. Vierzig Verwundete von der Kleinbahn abholen!“

Da gibt's kein Überlegen. Schnell ist die Uniform übergeworfen. Umgeschmalt wird erst gar nicht. Helfen, helfen, helfen! . . . Ob Tag oder Nacht, 's ist ganz gleich.

So ging es Tag für Tag, ein ganzes Vierteljahr lang. Manchmal glaubte man zusammenzubrechen. Der Gedanke an die Pflicht des Rotkreuzlers hielt durch. Und es waren doch schöne, erhebende Stunden dort im Stappenlazarett hinter der Kampffront in Ruffisch-Polen.

Käthchens Heiratsaussichten.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

„Was sind denn das für Pakete?“ Frau Leindeder rief es entsetzt. Der ganze Küchenschrank lag voll Tüten und Paketchen, zu denen sie keinen Auftrag gegeben hatte.

„Ich wollt' e paar Feldpostpaketchen mache“, gestand Käthchen, das hübsche Mädchen für alles, verschämt.

„Gleich an mehrere Soldaten wollen Sie schicken? Wohl an unsre ganze Einquartierung? Was wird denn aber Ihr Philipp dazu sagen?“

„Er weiß es zum Glück nit. Un er kriegt ja auch eins“, meinte Käthchen gelassen.

„Ich hab's doch immer gesagt, daß Sie ein weites Herz haben, Käthchen“, rief der Hausherr, der neugierig herausgekommen war, „wieviele haben Sie denn nun im Felde, an die Sie schicken?“ Unter siebzehn tun Sie es doch nicht, oder sind's jetzt glücklich zwanzig?“

„Wo mehr, wo lieter“, lachte das Mädchen, das an die Redereien gewöhnt war. „Was soll mer mache? Heirate möcht mer —“

„Da ist es besser, sich mehrere warm zu halten“, Herr Leindeder schien ganz einverstanden. „Sie haben sehr recht, und es imponiert mir, daß Sie so praktisch sind.“

„Ich denke, Sie sind mit Philipp so gut wie verlobt?“ wandte die Hausfrau ein.

Käthchen verzog den Mund. „Ich hätt' mich fogar kriegstraue lasse mit em, wann er gewollt hätt', aber er bestand drauf, dazu wär' nach em Krieg auch noch Zeit.“

„Das nenne ich aber doch verlobt“, beharrte Frau Leindeder und machte ihrem Manne Zeichen, sich zurückzuziehen. Sie fand es durchaus unpassend, daß er durch seine Scherze das Mädchen in seiner offenbar ein wenig laxen Auffassung bestärkte. Aber Gotthold Leindeder merkte mäl wieder nichts. Er lehnte behaglich an der Küchentür und blätterte interessiert in dem Heftchen, das die Adressen der Feldgrauen, mit denen Käthchen Grüße wechselte, enthielt.

„Wär's Ihnen nun ganz einerlei, welchen von ihnen Sie heirateten?“ forschte er neugierig.

„Einerlei? N—ein“, sagte das Mädchen gedehnt. „Aber den, den mer möcht, kriegt mer ja doch nit —“

„Na, hören Sie mal! Sie sind wirklich ausgezeichnet! Zu meiner Zeit dachte man: den oder keinen!“

Die Frau des Hauses war entschieden empört.

Aber Käthchen blieb unberührt. „Mein' Mutter hat auch den nit kriegt, den se hat have wollt“, sagte sie ruhig. „Un wann se sich in de erschte Jahre als beim Großvater beklage wollt', dann hat er gesagt: Wann der dein Mann nit gefällt, dann betracht der doch dein scheen Kommod!“

„Das sind ja reizende Aussichten! Ich hätte Ihnen denn doch mehr zugetraut.“ Frau Leindeder verließ die Küche in der Hoffnung, daß ihr Gatte sich dadurch veranlaßt sehen würde, ihr zu folgen.

Aber wie die Hoffnungen das so an sich haben, auch diese erwies sich als trügerisch. Herr Leindeder ging der Sache auf den Grund; und als er herausgebracht hatte, daß Käthchen wirklich den Philipp Romberger am allerliebsten hätte, sich seiner aber durchaus nicht sicher fühlte, packte er höchst eigenhändig fünf- undzwanzig von seinen zweitbesten Zigarren, damit sie dem Paket an den Matrosen beige packt würden. Wenn das nicht half!

Aber es half nicht. Nach einigen Wochen erhielt das Käthchen einen Brief, in dem Philipp sich vielemals für das schöne Paket bedankte. Und es tate ihm sehr leid, aber nun hätte er, als er neulich an Land war, ein so sehr nettes Mädel getroffen, dem er schon früher ein bißchen den Hof gemacht hätte. Die hätte —

wie, wußte er selbst nicht mehr so recht — ihn herumgetriegt, so daß sie schon getraut sein würden, bis der Brief in Käthchens Hände gelangt sein würde.

Das schöne Käthchen ging verweint umher, aber sie sprach sich nicht aus. Frau Leindeder würde sich etwas wie Neugier nie vergeben haben, aber — natürlich nur aus Mitleid mit dem Mädchen, das sonst immer fidel war, las sie den offen herumliegenden Brief.

„S, da soll doch!“ rief ihr Ehemann, dem sie freilich nicht sagte, woher ihre Wissenschaft stammte. „Und dem Kerl habe ich meine schönen Zigarren geschickt! Prügel verdient er, daß er nicht einsieht, was das Käthchen für eine Perle ist!“

„Dafür scheinst du es aber voll und ganz zu würdigen“, sagte seine Frau spitz.

„Ach, Alte, mach dich nicht lächerlich! Du hast das Käthchen doch auch gern!“

„Hab' ich auch! Ich könnte den Menschen ohrfeigen. Wie wird das arme Ding sich grämen!“

Aber es wurde nicht so schlimm. August Köbe kam aus dem Schützengraben, wo er sich das Reiten geholt hatte, und sein erster Ausgang war in das Haus, wo er vor dem Ausrücken wochenlang im Quartier gelegen hatte. Es war klar, wer der Magnet war, der ihn anzog. Er war auch ein ganz hübscher Burche und schien sogar nicht unvermögend. Käthchen gab sich redliche Mühe, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß eines Tages August Köbe den Platz in ihrem Herzen einnehmen würde, den so lange Philipp Romberger eingenommen hatte. Bloß das dumme Herz wollte nicht! — Was war da nun zu tun? Das arme Käthchen wußte keinen Rat. Unterdessen kam August Köbe alle Tage, die Gott werden ließ. Seine Blicke wurden immer heißer, die Händedrücke immer länger, und das hübsche Mädchen sah den Tag immer näher kommen, wo sie vor eine gewichtige Frage gestellt würde. Sie wurde ängstlich und unsicher, was

der Feldgraue aber wieder nur zu seinen Gunsten zu deuten schien. Ihr wurde heiß und kalt — großer Gott, was sollte sie machen? „Ich hab' so e dummes Gefühl, ich glaub' wirklich, tapfer ist der gar nit“, sagte sie zu Frau Leindeder.

Eines Tags erzählte August, als er behaglich bei Käthchen in der blattgeschnittenen Küche saß und Kaffee trank, wie Osters, Erlebnisse aus dem Felde. Da kam eine Karte zurück, die Käthchen an Franz Rittner geschrieben. „Adressat gefallen“, stand darauf.

„Der war auch zu waghalsig“, sagte August Köbe, während Käthchen heiße Tränen weinte. „Immer war er bei der Hand, wenn es hieß ‚Freiwillige vor!‘“

„Und Sie?“ fragte Käthchen, im Weinen innehaltend.

„Für Patrouillen bin ich nicht“, sagte ihr Verehrer in aller Unschuld.

Käthchen war starr. Das erzählte er auch noch? Na, da hörte doch verschiedenes auf. Da hörte man von Wundern von Tapferkeit und Mut, und der Mensch tat sich noch förmlich dick, daß er sich gedrückt hatte! Sie sagte es ihm mit süddeutscher Deutlichkeit.

Er war zuerst erstaunt, dann gekränkt. „Wenn ich geschickt wurde, bin ich ja gegangen“, versicherte er kleinlaut, „mehr ist doch auch gar nicht nötig.“

Käthchen würdigte ihn keines Blickes mehr. Der Fall war für sie erledigt. Gott sei Dank! Ihr schien, als hätte sie immer geahnt, daß so etwas dahinter stecken müsse.

Die nächste Zeit war nur der Trauer um Franz Rittner geweiht. Allmählich wurde es Frau Leindeder zu viel, daß Käthchen immer in Tränen schwamm. Sie konnte sich in diesen Zustand durchaus nicht hineinversetzen. Wer ein so weites Herz hatte, konnte unmöglich um den einzelnen so tiefe Trauer empfinden. Aber ihr gutes Herz verbot ihr, dem Mädchen ihre Ansicht über diesen Punkt zu sagen. Es war an und für sich so furchtbar traurig, daß so viele blühende Menschen ihr Leben lassen mußten, daß sie am liebsten mitgeweint hätte.

In dieser Zeit wurde der Landsturm eingezogen. Herr Leindeder nahm freiwillig einen Landstürmer ins Quartier. Dick war er — na ja! Aber sonst sehr nett. Er war auch gut zu leiden, gefällig und anständig, wie das junge Mädchen bis dahin noch nichts kennen gelernt hatte.

„Ich war mal in so'n Geschäft“, sagte er lachend, wenn sie sich über seine Geschicklichkeit in allen häuslichen Verrichtungen wunderte. Ein bißchen alt war er ja auch eigentlich für sie. Aber — „bei de Alte werd mer gut gehalten“, hatte die selige Tante Hembus immer gesagt. Der Gedanke, mit ihm vor den Altar zu treten, war Käthchen wenigstens nicht unympathisch. Sie begann wieder munterer zu werden und die Erlebnisse der letzten Zeit zu verwinnen. Da kam Herr Leindeder eines Tages mit sorgenschwerer Stirn in die Küche. Er machte sich etwas an der Wiegeschale zu schaffen und sagte wie beiläufig:

„Komisch finde es aber doch, daß Zwidel“ — so hieß der Landstürmer — „uns seine Frau ganz verschwiegen hat. Oder hat er Ihnen davon erzählt?“

Nun hatte Käthchen genug. Die Männer konnten ihr ja gebraten werden! Schluß — ein für allemal! Sie weinte zornige Tränen und versicherte Frau Leindeder, daß sie alle Heiratsgedanken für immer abgeschworen hätte.

Am Nachmittag brachte die Post aus Flandern einen Feldpostbrief. Schneeglöckchen waren darin. „Gest, Käthchen, wenn ich wieder komme, heiratest du mich? Ich hab' das Eisene Kreuz erster und zweiter Klasse“, schrieb Julius Buchsbaum, der Nachbarssohn aus Kronberg.

Käthchen war selig. Den hatte sie doch immer so gern gehabt! Daß sie daran auch gar nicht mehr gedacht hatte! Und ein Held war er auch! Wie gut, daß sie nicht wirklich geschworen hatte!

Frühreise Kinder.

Die Eltern klagen so häufig über „Frühreise Kinder“. Aber seltsam: erst in dem Alter von sechs bis zwölf Jahren zeigt sich diese unliebsame Erscheinung bei den jungen Erdenbürgern. Solange galten die Kinder in der ganzen Verwandtschaft für Wunderkinder. Sie waren „sehr gewekkt“, „hervorragend begabt“; man pries ihre erstaunliche Klugheit, ihre bewundernswerte

Fassungsgabe. Das alles aber nur, solange den Worten und dem Gebaren der Kinder die Drolligkeit und Rawität der ersten Lebensjahre anhaftete.

Wie oft hatte es ein unterdrücktes Gelichter hervorgerufen, wenn „Baby“ ein häßliches Wort, das es irgendwo aufgeschnappt hatte, vor den Großen zum besten gab. Baby wiederholte das Wort, und jedesmal bemerkte es den gleichen Heiterkeitsausbruch. Nimmt aber der zehnjährige Knabe dasselbe Wort in den Mund, dann heißt es: „Pfui, schäme dich!“ — „Denk' nur, Lottchen ist erst zwei Jahre alt und kann schon bis zwanzig zählen“, sagt stolz die Mutter zu der Freundin. Als aber Lottchen nach der Schule kommt, ist sie natürlich infolge der vielseitigen Bewunderung ihres Könnens zu der Ansicht gelangt, daß das Geheimnis der Rechenkunst schon endgültig von ihr gelöst sei. Sie bringt dem Fach in der ersten Zeit kein Interesse entgegen, und die Unsicherheit in den Anfangsgründen hat zur Folge, daß Lottchen im Rechnen die schlechteste Schülerin wird. Und sie zeigte sich als Kind doch „so begabt“! — Mama sagt zum Zweijährigen: „Der böse Papa! Wo hat er denn mein armes Kindchen gehauen?“ — Was wunder, wenn dann der Dreizehnjährige heulend zu ihr gestürzt kommt: „Papa hat mich verprügelt. Aber nun gehorche ich dem Papa erst recht nicht mehr. Er darf mich nicht prügeln! Das ist ungerecht, das habe ich nicht verdient!“ — Früher sitzt mit den Großen bei Tisch. Mit den paar Broden seines Sprachschatzes beteiligt er sich an der Unterhaltung, und die Eltern staunen über ihren klugen Jungen. Was er nicht schon alles weiß und versteht! Wenn aber ein zwölfjähriges Kind sich in das Gespräch der Großen mischt, dann weist man mit harten Worten den „naseweissen Bengel“ zur Ruhe.

Frühreise Kinder werden nicht als solche geboren, sie werden künstlich großgezüchtet. Sie müssen in reiferem Alter die Torheit und den Unverstand ihrer Erzieher büßen. Regiert die Kinder in den ersten Lebensjahren Ruhe, Ernst, Natürlichkeit, Harmlosigkeit, dann werden sie auch später ihre harmlose Natürlichkeit, ihre frische Auffassungsgabe betätigen. Aber die Kinder, die stets der Mittelpunkt des Elternhauses waren, deren häßlichste Charaktereigenschaften „niedlich“ gefunden, deren einfachste Lebensäußerungen angestaunt, deren Köpfe frühzeitig mit unnützigem Ballast

Regierbild.



Wo ist der alte Holzschläger?

vollgestopft, deren schlummernde Kräfte verfrüht geweckt wurden, gerade diese Kinder liefern das beste Material für unsere heutige altfluge, naseweise und nervöse Jugend.

Bertrud Westphal.

Gemeinnütziges

Unsere Bilder

Die polnische Universität in Warschau ist bekanntlich ebenso wie die Warschauer Technische Hochschule am 15. November feierlich eröffnet worden, nachdem der deutsche Generalgouverneur Anfang November die Statuten der beiden Hochschulen genehmigt und die Ernennungsurkunden für die Rektoren vollzogen hatte. Mit dem Amt des Rectors der Warschauer Hochschulen wurde Graf v. Hutten-Chapski betraut, der derzeit als Oberstleutnant dem Stab des Generalgouvernements zugezählt ist. Zu Rektoren hat der Generalgouverneur an der Universität den Mediziner Professor von Brudziński, an der Technischen Hochschule den Ingenieur Professor Straszewicz ernannt. Der neue Universitätsrektor Professor Dr. J. v. Brudziński ist 1874 in Polewo, im Kreise Plock geboren, steht also im Alter von 41 Jahren. Er hat in Dorpat und Moskau studiert und war an verschiedenen Kliniken und medizinischen Laboratorien, in Krakau, Graz, Paris und Warschau tätig. Zuletzt wirkte er als leitender Arzt größerer Krankenhäuser in Lodz und Warschau. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erschienen in polnischer, deutscher und in französischer Sprache.



Ansicht von Skutari in Albanien.

Karl Neufeld, der berühmte „Gefangene des Rabdi“, ist aus dem Orient in Deutschland eingetroffen und gab verschiedenen Tageszeitungen Berichte über die dortige Lage.

Die Stadt Prizren an der albanischen Grenze, die die letzte Zuflucht der serbischen Regierung bildete. Die von einer alten türkischen Zitadelle gekrönte Stadt liegt am Nordfuß des Schardagh und ist ein wichtiger Straßennotenpunkt.

Allerlei

Beruhigung. Braut: „Nicht wahr, Oskar, du nimmst mich doch nicht des Geldes wegen?“ — Bräutigam: „Unsinn! Ich weiß ja nicht mal, ob überhaupt etwas übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt sind!“

Geistesgegenwart. Als im Oktober des Jahres 1848 in Wien die Revolution tobte und alles zum Kampf auf die Barricaden eilte, sah der berühmte Wiener Komiker Nestroy in einem nach hinten hinaus gelegenen Stübchen des Carl-Theaters bei einem gemütlichen Tarok. Das Donnern der Kanonen drang auch bis in dieses versteckte Plätzchen. In das Räuschen der Karten mengte sich das Knattern des Gewehrfeuers, als plötzlich zum Schrecken der Spieler eine Flintenkugel durch das Fenster hereindrang und in die gegenüberliegende Wand des Zimmers einschlug. Alles war leichenblau. Nur Nestroy verlor nicht die Geistesgegenwart und sagte lächelnd: „Kinder, ich glaub', wir suchen uns an ruhigeren Platz aus, sonst schießens uns vielleicht gar noch das Herz-Äh aus der Hand!“ A. W.

Garril und der Schornsteinfeger. Der berühmte Schauspieler Garril stand einst, mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, in seinem Zimmer, als an die Stubentür geklopft wurde. Es trat ein Schornsteinfeger ein. „Herr, Ihr seid der berühmte Garril! Ich möchte gern bei Eurem Theater Dienste nehmen.“ — Garril: „Was kannst du?“ — Schornsteinfeger: „Ich kann den König Lear, Hamlet, Othello.“ — Garril: „Du? Laß hören! Deklamiere mir den Monolog: „Sein oder Nichtsein.““ — Der Schornsteinfeger fing an zu deklamieren — Garril war entzückt über sein Talent, bewegte sich am Kamine hin und her, die Klänge ergrieff seinen Noh, und Garril brannte. Der Schornsteinfeger stürzte sich auf ihn und rettete ihn vom Tode des Verbrennens. — Garril fiel dem Schornsteinfeger in die Arme und rief: „Mein Retter! Mein Freund! Mein Hausgenosse! Sei, was du willst, nur betritt die Bühne.“ Der Schornsteinfeger betrat sie und erhielt großen Beifall. Nach einiger Zeit wurde der schwarze Gefelle vermisst — er war verschwunden und hatte von niemanden Abschied genommen. Beinahe ein halbes Jahr darauf begegnete Garril auf der Straße einem Schornsteinfeger, dessen Gesicht er zu kennen schien. Garril rief: „Geda, Freund! Seid Ihr nicht unser Kollege? Warum verläßt Ihr mich und die Bühne?“ — Schornsteinfeger: „Ach Herr! Meine ehemaligen Kollegen haben mich so viel ausgelacht und verpöbelte, daß ich unter die Komödianten gegangen war; daß ich die Karrenkappe ablegen und die Schornsteinfegerkappe wieder aufsetzen mußte.“ A. St.

Kartoffelwürfchen. Zu 500 Gramm geriebenen Salzlattosseln nimmt man 125 Gramm Butter und 3 Eier, nebst Salz und weißem Pfeffer, knetet alles gut durch, formt aus der Masse fingerlange Würfchen, wendet sie in Ei und Stößbrot und bäckt sie in Fett. Man gebraucht sie als Garnitur für Braten, Fisch usw.

Allmähliches Antreibverfahren ist bei den Maiblumen keineswegs angebracht. Man muß den Keimen gleich den wärmsten zur Verfügung stehenden Raum anweisen, sonst erhalten wir späten und unvollkommenen Flor.

Werden Lageräpfel weiß, so legt man sie in kaltes Brunnenwasser. Sie bekommen dann wieder eine ganz strammere Schale.

Schnelle Verheilung der Wurzelwunden trägt zum Anwachsen der Obstbäume bei. Man lege bei dem Pflanzen besonderen Wert darauf, daß die verletzten Wurzeln glatt und derart geschnitten werden, daß die Schnittfläche nach unten zu liegen kommt.

Lärchenpfähle sind infolge ihrer Haltbarkeit zu Einfriedigungen u. dergl. besonders zu empfehlen. Weiter sind Eichen- und Kiefernpfähle geeignet, niemals aber sollte man Tannenspfähle nehmen, auch wenn dieselben nur halb so teuer sind.

Die Blutlaus zieht sich im Winter in den Boden und setzt sich da in großen Kolonien am Wurzelhalse der Obstbäume fest. — Die Bekämpfung ist nur dann möglich, wenn der Boden ausgegraben und reichlich Tabakstaub beigeprüttet wird.

Das Bleichen der Endivien läßt sich auch ohne Binden im Winter vornehmen. Man braucht nur die Pflanzen im Einschlag dicht nebeneinander zu stellen oder zu pflanzen und dann das Ganze dunkel zu halten.

Scharade.

Die Erste ist im Winter nur zu finden, Die Zweite kann dir Reis die Uhr verkünden. Das Ganze ließ vor vielen tausend Jahren Ten Wind recht kalt um unfre Erde fahren.

Marga Langhoff.

Logogriph.

Es fahet mit e in deinem Haus hinauf, hinab und ein und aus. Nun lege rasch ein a davor, Dann wird's zu einem Hebedier.

Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Scharadels: Hesse, Eise. — Des Logogriphs: Fauna, Bauern, Lauren, Rauten. — Des Reithmogrifhs: Spilaborn, Phosphor, Jonas, Topas, Zinn, Ananas, Moras, Orion, Raps, Naehorn. — Spilaborn.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.